

## JÓHANN JÓNSSON – EIN ISLÄNDISCHER DICHTER IN DEUTSCHLAND

GERT KREUTZER

*University of Cologne*

ABSTRACT. This article gives a summary of the life and the work of the Icelandic poet Jóhann Jónsson (1896-1932), who had lived in Leipzig since 1921 and also died there. To this end, published and unpublished letters by the poet are evaluated on a large scale. In the appendix, two of his most important works, the poem “Söknuður” and the prose fragment “Nótt í Riesental”, are presented in a German translation.

Jóhann Jónsson war ein wirklich außergewöhnlicher Dichter: von Laxness bewundert („fleischgewordene Poesie“) und geradezu zum Mythos erhoben<sup>2</sup> hat er doch Zeit seines Lebens kein einziges Buch veröffentlicht, und sein literarischer Ruhm gründet sich im Grunde auf ein einziges Gedicht von gerade einmal 45 Zeilen.<sup>3</sup> Dennoch ist seine Bedeutung für die isländische Literatur als einer ihrer Pioniere des Modernismus kaum zu überschätzen. So war er sicher der erste Isländer, der die existenziellen Erfahrungen der Entfremdung in

<sup>1</sup> „Meine Heimat sind die Fußspuren, in denen ich stehe“, Jóhann Jónsson in einem Brief vom 26.7.1918.

<sup>2</sup> Zum Einfluss von Jóhann Jónsson auf die Werke von Halldór Laxness vgl.: Eysteinn Þorvaldsson: *Tveir menn, einn draumur. Jóhann Jónsson í verkum Halldórs Laxness*. Tímarit Máls og menningar, 57, 4. Hefti 1996, S. 30-45.

<sup>3</sup> Die umfassendste, aber doch keineswegs vollständige Ausgabe der Werke Jóhann Jónssons verdanken wir Halldór Laxness: *Jóhann Jónsson: Ljóð og ritgerðir*. Reykjavík 1986 [erste Ausgabe 1952]. – Ein Teil der Briefe wurde von Ingi Bogi Bogason herausgegeben: *Undarlegt er líf mitt! Bréf Jóhanns Jónssonar skálds til sr. Friðriks A. Friðrikssonar*. Reykjavík 1992 [im Folgenden zitiert als „Undarlegt“]. – Weitere Briefe von Jóhann Jónsson werden in der Nationalbibliothek (Landsbókasafnið) aufbewahrt, besonders unter Lbs. 4635 und 4636 4° und Lbs. 3897 4°. [Für diese Information und einige Kopien ungedruckter Briefe danke ich Ingi Bogi Bogason.]

seine Dichtung eingebracht hat, und der Gedanke: „Wir sind nichts anderes als Fremde in unserem eigenen Leben“<sup>4</sup> hat bei ihm fast die Funktion eines Leitmotivs. Ungewöhnlich ist auch, dass er seine geistige Heimat und seinen Lebensmittelpunkt nicht in Island, sondern in Deutschland suchte, in Leipzig, wo er am Ende auch seinen allzu frühen Tod fand.<sup>5</sup>

Es bedeutete einen entscheidenden Wendepunkt in seiner Biographie, als der gerade 25 Jahre alt gewordene Isländer sich im Oktober 1921 mit seiner kürzlich angetrauten Frau *Nikolína Árnadóttir* in Reykjavík einschiffte, um Island zu verlassen. Wir wissen nicht, ob er geahnt hat, dass dies ein Abschied für immer sein würde, wohl aber, dass er diesen Schritt überlegt und nicht aus einer spontanen Laune heraus wagte. Gründe dafür gab es viele: Island erschien ihm schon lange als zu eng, zu provinziell, er fühlte sich hier nicht richtig zu Hause. Andererseits lockten ihn die Möglichkeiten des Kontinents, wo er hoffte, sein Talent vor einem großen Publikum entfalten und zur Geltung bringen zu können, um eines Tages als „Nationaldichter“ zurückzukehren. Es gab für ihn ein bewundertes Vorbild: seinen Namensvetter *Jóhann Sigurjónsson*, der vor wenigen Jahren in Kopenhagen, seit Jahrhunderten der natürliche Anlaufpunkt für Isländer, mit seinen Dramen und Gedichten reussiert hatte. *Jóhann* zog es freilich noch weiter fort als ihn: sein Ziel war Leipzig, damals eine der führenden Kulturstädte Europas mit ihrer Universität, ihren Verlagen und ihrem bedeutenden Musikleben. Hier durfte der junge Isländer mit Recht die geistigen Anregungen erwarten, die er in seiner Heimat so vermisste, hier erhoffte er sich wohl auch den entscheidenden internationalen Durchbruch als Autor. Sicher hat zur Wahl Leipzigs mit beigetragen, dass sich hier schon vorher eine kleine isländische Gemeinde gebildet hatte, zu der auch die bedeutendsten isländischen Komponisten der Zeit gehörten.

---

<sup>4</sup> „Við ... verðum aldrei annað en framandi menn í okkar eigin lífi“, Brief vom 30.9.1930 an Gunnar Gunnarsson.

<sup>5</sup> Erinnerungen an den Dichter und Einführungen allgemeinerer Art: Gustav Wolf: *Jóhann Jónsson*. Mitteilungen der Islandfreunde, XII. Jahrg., Januar 1925, Heft 3, S. 46-49. – Halldór Laxness: *Af Jóhanni Jónssyni*. In: *Jóhann Jónsson: Ljód og ritgerðir*. S. 9-29 [Nachdruck von Texten aus *Vettvangur dagsins*, 1942; *Af skáldum*, 1972; *Kvæði og ritgerðir Jóhanns Jónssonar*, 1952; *Dagur í senn*, 1955; *Grikklandsárið*, 1980]. – Kristinn E. Andrésson: *Skáldið Jóhann Jónsson*. Birtingur, 2. Jahrg., 2. Heft, 1954, S. 23-25. – Skúli Þórðarson: *Kynni mín af Jóhanni Jónssyni*. Hátíðarblað Menntaskólins Reykjavíkur. 1.12.1968. S. 17. – Eysteinn Þorvaldsson: *Atómskáldin. Aðdragandi og upphaf móðernisma í íslenskri ljóðagerð*. Reykjavík 1980 [über *Jóhann Jónsson* S. 59-61]. – Úlfur Friðriksson: *Jóhann Jónsson. Snæfellsnes-Reykjavík-Leipzig: Stätten eines Dichterlebens*. Island-Berichte. Hamburg, 1. Dez. 1987, S. 176-189. – Ingi Bogi Bogason: *Sjónvarpsmynd um Jóhann Jónsson*. 1989. (Fernsehessay) – Ingi Bogi Bogason: *Jóhann Jónsson*. ISLAND, 2. Jg., Heft 2, 1996, S. 31-34.

Aber blenden wir zunächst zurück auf seine Jugend in Island, mit all ihren Entbehrungen, Demütigungen, Hoffnungen und ersten Erfolgen. Geboren ist Jóhann Jónsson am 12. September 1896 in Staðarstaður im Süden der Halbinsel Snæfellsnes. Schon als kleines Kind zog er aber mit seinen Eltern auf die nördliche Seite des berühmten Gletschers nach Ólafsvík, wo er, wie Halldór Laxness es ausdrückte, „in proletarischer Armut und sozialer Verlassenheit“ aufwuchs, bereits in jungen Jahren von Krankheit heimgesucht. Die Ehe der Eltern war alles andere als glücklich. Der Vater Jón Þorsteinsson war verwitwet, als er die dreißig Jahre jüngere Magd Steinunn Kristjánsdóttir heiratete. Vorher hatte sie ihn durch den Verkauf ihrer Nähmaschine bei der Gemeinde entschulden müssen. Das Verhältnis Jóhanns zu seinem Vater, unter dessen Alkoholmissbrauch die Familie zu leiden hatte und der bald zum Pflegefall wurde, war weit weniger eng als zur Mutter, an der er sehr hing und von der er auch das dichterische Talent geerbt haben dürfte. Sie war klein und zart, aber zäh und scharfzüngig. Zwar hatte sie keine Schulbildung, konnte aber gut singen und kannte eine Unmenge alter Lieder, Märchen und Geschichten. Sie starb 1944.<sup>6</sup> Leider sind die vielen Briefe, die Jóhann an sie geschrieben hatte, für immer verloren. Für Steinunn waren sie ein heiliger Schatz, und sie hatte ihre Kusine Þorbjörg beauftragt, sie nach ihrem Tode in Verwahrung zu nehmen. Als Þorbjörg die Briefe aber von Steinunns zweitem Ehemann Kristján abholen wollte, musste sie mitansehen, wie dieser das dicke Bündel Briefe mit den Worten „Es schadet bestimmt nicht, wenn man diesen verdammten Mist wegschmeißt“ ins lodernde Feuer warf. „So sind viele Schätze unserer Literatur aus Gedankenlosigkeit und Kurzsichtigkeit verlorengegangen.“<sup>7</sup>

Jóhann hatte eine ungewöhnlich schöne Singstimme und eine große Begabung fürs Erzählen. Aber schon in den ersten Schuljahren erkrankte er an Knochentuberkulose und mußte deswegen dem Unterricht lange Zeit fernbleiben. Er war in diesen Jahren nie richtig gesund und häufig bettlägerig. Seit seinem ersten Krankenhausaufenthalt hatte er einen Gehfehler und hinkte. Für die Arbeit in der Landwirtschaft fehlte es ihm an Kraft und Neigung und er hatte als Kind schreckliche Erlebnisse, die er nie vergessen sollte. Noch in Leipzig erzählte er einem Freund davon: „Jóhann hat mir unterdessen manches erzählt, von seinen Eltern, einfachen Fischersleuten, von dem abergläubischen Bauern, bei dem er als neunjähriger Knabe in Diensten

<sup>6</sup> Vgl. Þorbjörg Guðmundsdóttir: „Þáttur af Steinunni Kristjánsdóttur“, in: Halldór Pjetursson: *Sól af lofti líður*, Reykjavík 1973, S. 141-150, bes. S. 141.

<sup>7</sup> a.a.O., S. 146.

stand und der ihn halbtot schlug, als er sich an einem heißen Tage in der Heuernte müde auf die Erde neben seinem Rechen hinwarf, dessen Zinken nach oben zeigten (Es ist ein alter Aberglaube, dass der Rechen in dieser Lage den Regen herbeizieht.), und dabei ausrief: „Ach Gott, wenn es doch bald regnen wollte!“ Er hat mir auch von dem andern Bauern erzählt, der den damals Elfjährigen mitten in der Nacht wegen ein paar verlorener Schafe, die sich in den Steinöden von der Herde verirrt hatten, in die Wildnis hinausjagte und ihn mit dem Tode bedrohte, falls er unverrichteter Sache wieder zurückkehrte, er hat mir erzählt von seiner Flucht in dieser Nacht und am folgenden Tage durch die Einöden und den reißenden Strom nach dem rettenden Elternhause ...”<sup>8</sup> In schweren Stunden zog er sich gerne in die Welt seiner Träume, der Literatur und der Musik zurück. Zu seinem Glück erkannte und förderte der Pfarrer Guðmundur Einarsson, der ihm zeitweise Privatunterricht gab, Jóhanns Begabung und sorgte dafür, dass er im Sommer 1915, knapp 19 Jahre alt, in Reykjavík zur Schule gehen konnte. Hier lebte er förmlich auf. Er freundete sich mit Elin Thorarensen an, die ihn Angantýr nannte und später ihre Erinnerungen niederschrieb.<sup>9</sup> Für Elin schrieb er Gedichte ab, erfand Märchen und teilte mit ihr seine Heine-Begeisterung. Wegen einer längeren Krankheitsphase schaffte er die mittlere Reife nicht, die er jedoch 1917 in Akureyri nachholte, als ihn die Tuberkulose einmal ein gutes Jahr in Ruhe ließ. 1918 ging er nach Reykjavík zurück, wo er im Frühjahr 1920 am Gymnasium das Abitur ablegte, freilich älter als seine Klassenkameraden. In der Schulzeit erschienen auch schon seine ersten Gedichte im Druck: „Máninn líður“ („Mond hingeleitet“) 1915, „Hafið dreymir“ („Das Meer träumt“), das auf den fünf Jahre jüngeren Schulkameraden Halldór Guðjónsson frá Laxnesi einen solchen Eindruck machte, dass er es auswendig lernte, 1918, und „Delerium bibendi“ 1919. Laxness wurde später ein guter Freund Jóhanns. Ihm verdanken wir nicht nur die Herausgabe seiner Werke, sondern auch zahlreiche Erinnerungen und Kommentare, und man kann sicher sagen, dass Jóhann Jónssons Bild für die Nachwelt ganz wesentlich von seiner Sicht geprägt ist: „Die Farbe seiner Augen unter den schweren, zusammengewachsenen Brauen war nicht ohne Beziehung zum Grün; der in die Ferne gerichtete Blick, der im allgemeinen von Qual verdunkelt war, schien Menschen und Dinge nur als schwachen Widerschein einer noch realeren Welt wahrzunehmen, der Welt der Schöpfungsnormen und des Schicksalspruchs, – dieser Blick dürfte

<sup>8</sup> Gustav Wolf, a.a.O.

<sup>9</sup> Elin Thorarensen: *Angantýr*. Reykjavík 1946.

allen, die ihn sahen, unvergesslich geblieben sein...“<sup>10</sup> Jóhann hatte eine schöne tiefe Stimme und wurde schon als Schüler durch seine eindrucksvollen Rezitationen eigener und fremder spätromantischer Dichtung (wie z.B. „Des Sängers Fluch“ von Uhland) bekannt. „Bei den Veranstaltungen im Iðnó ließ er die Leute oft länger als nötig warten, bis er endlich aus den Kulissen trat, nach vorne auf die Bühne schritt, hinkend, mit Klumpfuß, die Brauen runzelte, die Mundwinkel nach unten gezogen, klein gewachsen, aber so gut proportioniert, dass man ihn für einen König hätte halten können; mit blasser Hautfarbe, zusammengewachsenen Brauen, die er sinken ließ; ein Gesicht, wie von Donnerwolken umhüllt, unter Weinen und Angstrufen erschaffen.“<sup>11</sup> „Ganz Reykjavík bewunderte ihn, und die Mädchen sagten: „Er ist schön wie Byron, ein Dichter wie Byron und hinkt wie Byron.“<sup>12</sup>

Er war also durchaus so etwas wie ein Star der heimischen Szene, als er am 5. Oktober 1921 das Schiff bestieg, um im Ausland sein Glück zu suchen – wie einst die Wikinger, die sich in der Ferne Ruhm und Geld erhofften. In den Briefen Jóhanns finden sich genügend Hinweise, dass er sich schon auf dem Gymnasium darüber klar war, dass er sich nicht den Beschränkungen einer engen Gesellschaft unterwerfen konnte, dass die Angst, zum „Sklaven des Alltags“ zu werden, alle anderen Gefühle überlagerte. So offenbarte er in einem Brief vom 26. 7.1918 an seinen Schulfreund Arnfinnur Jónsson, dass er die Erfüllung seiner Zukunftsträume nicht in Island erhoffte:

„Aber was kann man hier erwarten? Ich für meinen Teil komme immer mehr zur Überzeugung, dass ich hier nie zu einem Mann werden kann. Ich weiß nicht, wie es damit steht. Ich habe nun einmal meine Pfeile so ausgerichtet, dass ich hier mein Ziel verfehlen muss. Und jeder Mensch muss nach seiner Natur leben, entsprechend seinem Verlangen – Alles kann er ja leichter ändern als die Sehnsucht, die sein Leben ausmacht. Es ist genauso widersinnig, wie den Bach dazu zu bringen, vom Tal hinauf zur Felskante zu fließen. Nun, am besten ist es, eines schönen Tages anzufangen, nach seine Lebensbedürfnissen zu leben. Und meine Bedürfnisse sind die selben, wie die so vieler anderer – nämlich der Erstarrung, der gähnenden Langeweile zu entkommen – weg von diesen Alltagsgedanken, die von Maschinen der Gewohnheit produziert werden, aber nicht von einem schöpferischen Menschenhirn. Hier kann der Mensch zwar ein gutes und nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden: in eine Position gelangen, sich in den Aufgaben des Alltags bewähren: ohne Hilfe seinen Beitrag leisten,

<sup>10</sup> Halldór Laxness, a.a.O., S. 11

<sup>11</sup> Halldór Laxness, S. 26f.

<sup>12</sup> Halldór Laxness, S. 26.

ein guter Mensch ohne gute Taten werden, ein Gläubiger ohne Glauben, ein Weiser, ohne die Weisheit von einem Misthaufen unterscheiden zu können – ein guter Hausvater: essen und trinken – und Kinder haben, ohne weiter über die Probleme des Lebens nachzudenken oder sich mit ihnen abzugeben – außer zu essen, zu trinken und Kinder zu haben. – Kurz gesagt: der Mensch kann ein williger Sklave sein und die Tretmühle der Zeit treten – das Rad drehen, ohne sich selbst den kleinsten Schritt vorwärts oder rückwärts zu bewegen. – Fertig – Esst, schießt und stirbt – Punktum finale!

Aber das will ich nicht – weil es mich nicht danach verlangt. Deswegen sind es für mich mehr als vergnügliche Traumphantasien, aufs Meer hinaus zu fahren – ein Seefahrer auf dem Meer des Menschenlebens – in Stürme zu geraten, mich auf dem Meer zu verirren, an unbekanntem Stränden Schiffbruch zu erleiden, neue Schiffe zu bauen – und neue Reisen zu unternehmen.

Selbstverständlich ist das der Wunsch aller jungen Männer. Für mich ist es mehr als ein Wunsch. Ich werde nie mein Ideal für finanzielle Annehmlichkeiten, ein warmes Nest oder einen weichen Mädchenleib verkaufen. Ich sprach neulich mit einem Pfarrer. Er erinnerte sich mit sehnsüchtiger Trauer an seine Kindheit – er war einer der Menschen, die in einem sicheren Hafen gelandet waren – die den Hafen dem Meer, die Wände dem Panorama vorgezogen hatten, weil es dort wärmer und ruhiger war, – sicherer. „Ich war keiner von diesen Abenteurern, deswegen waren meine Ideen nichts anderes als gewöhnliche Kinderphantastereien – die mit dem fortschreitenden Erwachsenwerden weggewischt wurden –“ sagte er – „aber lustig waren sie, und es wäre ein Vergnügen gewesen, sie zu verwirklichen“ – Ich war derselben Meinung und bemitleidete den Pfarrer und die Menschen überhaupt.

Es ist diese Angst vor dem Leben. Diese Angst, es mit festen Händen zu ergreifen. Diese Furcht, all das zu genießen, was das Leben zu bieten hat. Es ist die Ethik mit all ihrem dummen Gerede von Pflicht, Ordnung und Gott weiß was, die für all diese Minderwertigkeits- und Schuldgefühle verantwortlich ist, die die Menschen sich einreden, um willig in den Stall der Gewohnheit zu gehen, sich dort das Joch über den Hals zu streifen und Heu zu kauen... Mir scheint, dass wir keinen anderen Gesetzen unterworfen sind als dem Gesetz des Lebenswillens, der in uns ist – nach ihm müssen wir leben, auf seine Art kommen wir am weitesten, lernen wir am meisten, erfahren wir am meisten und für ihn sind wir zweifellos geboren. Gibt es einen Sinn im Leben, dann ist es der, die größte Vollkommenheit zu erlangen.”<sup>13</sup>

<sup>13</sup> Brief vom 26.7.1918 an Arnfinnur, Landbókasafnið, S. 5f. (Alle Übers., soweit nicht anders angegeben, stammen vom Verf.)

Aus diesen Worten spricht ein ungeheurer Mut und Lebenswille, und die Angst, in die Tretmühle der Gewohnheit zu geraten, die Angst vor der Langeweile einer bürgerlichen Existenz ist offensichtlich so groß, dass er bereit ist, lieber alle Stürme auf dem Meer des Menschenlebens in Kauf zu nehmen.

Hatte er zur isländischen Gesellschaft und Kultur ein distanzierteres Verhältnis, so war auch die Bindung zu seiner Familie keineswegs stark genug, ihn im Land zu halten. Im Frühjahr 1918 hatte er sie noch einmal in Ólafsvík besucht. Es war ein enttäuschendes Erlebnis, das ihn seine Heimatlosigkeit nur umso deutlicher empfinden ließ. Man war sich nach den Jahren der Trennung bereits fremd geworden:

„Je länger ich zu Hause war, desto besser fühlte ich, dass meine Wurzeln dort ausgerissen waren. Leider. [...] Dort zu Hause fühlte ich es deutlicher als je zuvor, dass ich nirgends zu Hause war. – Meine Heimat sind die Fußspuren, in denen ich stehe – und das ist mir genug –. Die alten Bekannten waren tot – alle tot. Einige lagen draußen im Meer – oder auf dem Friedhof – verschwunden. Die anderen liefen dort auf der Straße – lebende Leichen – ich war in ihren Augen natürlich eine ebensolche Leiche – und ich fand mich damit ab.

Papa und Mama hatten sich verändert, Armut und Krankheit hatten ihren alten Gesichtern die gebrochenen Augen geschlossen. Am meisten rührten mich meine kleinen Schwestern, die noch ihre ganze Zukunft vor sich hatten [...] Mir zog es das Herz zusammen, als ich fühlte, dass meine Schwestern vielleicht zu jenem ohnmächtigen, willenslosen Plankton gehören würden, das vom tiefen Strom umhergetrieben wird, bis es in einem Wal-Schlund landet – armes, armes Plankton! Da fühlte ich, wenn ich einmal ein Mann würde, dann wollte ich Walfänger werden.“<sup>14</sup>

Innerlich hat er die Brücken zur Vergangenheit also schon damals abgebrochen. Er sieht vielmehr nach vorn in eine hoffnungsvolle Zukunft: „Die Zukunft –! Dieses ungesungene Lied, dieser ungedeutete Traum. ... Ich erwarte mir Gutes von der Zukunft – weil ich es will, [...] ohne mir jemals klar zu machen, ob es einen Grund gibt, Gutes von ihr zu erwarten.“<sup>15</sup>

Jóhann Jónsson ging also vor allem deshalb nach Deutschland, weil er die geistige Stagnation in Island, wie er es empfand, nicht ertrug, und sich im Ausland mehr Anregungen und Entfaltungsmöglichkeiten versprach. Was das anging, so ist er sicher nicht enttäuscht worden. Er kam in ein Deutschland, das gerade den Weltkrieg hinter sich hatte und sich mit ungeheurer Energie auf allen Gebieten der Kultur anschickte,

<sup>14</sup> Brief vom 26.7.1918 an Arnfinnur, Landsbókasafnið, S. 3f.

<sup>15</sup> ebd. S. 4f.

das Erlebte zu verarbeiten und das Versäumte nachzuholen. Die „Goldenen Zwanziger“ waren eine Zeit politischer Umbrüche und wirtschaftlicher Misere, zugleich aber nach den Beschränkungen der Kaiserzeit und vor dem kulturellen Kahlschlag der Nazi Herrschaft eine Periode vorher nie gekannter geistiger, sittlicher und künstlerischer Freiheiten. Aus seinen Briefen geht hervor, dass manche Erscheinung auf den jungen Isländer wie ein Kulturschock wirkte, aber auch, dass er sich sehr bald in der neuen Umgebung zu Hause fühlte und trotz aller Schwierigkeiten nie von seinem Ziel abließ, ein bedeutender Autor zu werden.

Zumindest ein Grund für seine Deutschlandreise war die Aufnahme eines Studiums an der Leipziger Universität. An seinen Freund Friðrik schreibt er bald nach seiner Ankunft: „Ich habe mich nun vor kurzem hier in der Hochschule einschreiben lassen und zähle nun zu den rechtmäßigen Hochschulbürgern in der großen Stadt Leipzig. Mein Titel ist nun stud(iosus) germ(anicus), denk daran!“<sup>16</sup> Später unterstreicht er diese Angabe noch einmal: „Ich bin eingeschrieben an der Universität in Leipzig, an der Fakultät der Philosophie.“<sup>17</sup> Gleichlautend auch sein deutscher Freund Gustav Wolf: „Seit Ende 1921 befindet er sich als Student der Germanistik an der Universität Leipzig.“<sup>18</sup> Nicht ganz im Einklang damit ist das Ergebnis einer Recherche von Ingi Bogi Bogason, der keinen entsprechenden Eintrag in den Matrikelbüchern gefunden hat. Ob nun als eingeschriebener Student oder als Gasthörer – jedenfalls hat Jóhann Jónsson Vorlesungen zur alten und neueren deutschen Literatur, zur Philosophie, Psychologie und Pädagogik gehört. An Dozenten nennt er Dr. Geheimerat Köster, der über Goethe und Schiller, Barock- und Rokokodichter las, Dr. phil. Theodor Litt („Psychologe und Pädagoge, der nach Art des Sokrates unterrichtet“) und den jüdischen Prof. Dr. Wittkovsky, „eine Koryphäe in deutscher Literatur“, der ihm am wenigsten gefalle, obwohl er wegen seiner Gelehrsamkeit berühmt sei. Bei ihm hat er über die letzten Epochen der deutschen Literatur gehört (womit in diesem Fall das 19. Jahrhundert gemeint ist). Seit dem Wintersemester 1923/24 muss Jóhann das Studium aus finanziellen Gründen auf wenige Übungen beschränken: „Die Universität besuche ich weniger in diesem Semester als früher, wegen der Hörgelder. Nehme aber u.a. teil an metrischen Übungen, sehr interessant aber teilweise auch ziemlich verrückt, wie alle Wissenschaft. Die Übungen bestehen darin, dass der Professor einem aufgibt, in der Stunde so und so viele Strophen in einem vorgegebenen

<sup>16</sup> Brief vom 30.10.1921 an Friðrik, Undarlegt, S. 113.

<sup>17</sup> Brief vom 22.3.1923 an Friðrik, Undarlegt, S. 124f.

<sup>18</sup> Gustav Wolf, a.a.O., S 46)

Metrum zu dichten.“ Jóhann löst seine Aufgaben in Isländisch. Die Gedichte, die dabei entstehen („Ég man þig“), „Jónsmessunótt“, „Vögguljóð“, „Svo stærilát ..“, „Stálsvalri hönd“), nennt er, sicher ein wenig kokettierend, keine Beispiele für Kunst, sondern für komische Übungen.<sup>19</sup> Einen wirklichen Zugang zur Literaturwissenschaft dürfte er, wie aus diesen Äußerungen hervorgeht, kaum gefunden haben, aber natürlich hinderten ihn auch Geldmangel und seine Krankheit an der Durchführung eines „ordentlichen“ Studiums. Wenig später scheint Jóhann das Studium ganz aufgegeben zu haben.

Jóhann fühlte sich aber nicht nur zur Leipziger Universität hingezogen, sondern liebte auch die Stadt Leipzig mehr als die anderen deutschen Städte. Er war hier schon bald zu Hause und hier fand er auch eine Reihe guter Freunde und Förderer. Dazu gehörten schon die Wirtsleute seiner ersten Unterkunft, einer geräumigen 2-Zimmer-Wohnung in der Kaiser-Wilhelm-Straße 32 (heute August-Bebel-Straße). Es war ein bayerisches Ehepaar mit Namen Andrés, das mit den beiden Isländern ausgedehnte Ausflüge in die weitere Umgebung machte. Überhaupt nutzte Jóhann jede Möglichkeit, Deutschland kennenzulernen. Dabei waren seine Eindrücke durchaus unterschiedlich. Berlin, das er im Herbst 1921 zwei Tage besuchte, gefiel ihm überhaupt nicht, er erlebte es als Stadt des Elends, der Prostitution und des Militarismus, seine Bewohner als „unterjochte Sklaven“ in einer „schreckliche Tretmühle“.<sup>20</sup> Leipzig empfand er dagegen als eine sehr angenehme Stadt, in der es wenig Unsittlichkeit, aber viel Lebensfreude gab. Er berichtet begeistert von einem Konzert in der Thomaskirche, von Restaurantbesuchen im Thüringer Hof und in Auerbachs Keller, wo er sich ins Gästebuch einschreibt.<sup>21</sup> Nürnberg, wo er sich im Frühjahr 1922 einen ganzen Monat auf Einladung des Pfarrers Tiermann aufhält, ist für ihn „eine der wunderbarsten Städte der Welt.“ Hier schreibt er ein gereimtes isländisches Gedicht ins Gästebuch des Hans-Sachs-Hauses und wird vom Direktor des Germanischen Museums persönlich durch die Sammlungen geführt.<sup>22</sup> In Eisenach beeindruckt ihn die Wartburg mit dem Lutherzimmer besonders.<sup>23</sup> In Oberhof, der „berühmtesten Sportstadt des modernen Deutschlands – Paradies der eleganten Welt“, einem kleinen Dorf von 300 bis 400 Einwohnern, das sich zur Wintersaison mit Tausenden und Abertausenden von „eleganten“ Großstädtern und Wintersportlern füllt, hält er es nur einen

<sup>19</sup> Brief vom 11.2.1924, Undarlegt, S. 174-178.

<sup>20</sup> Brief vom 30.10.1921 an Friðrik, S. 114f.

<sup>21</sup> Brief vom 30.10.1921 an Friðrik, Undarlegt, S. 116ff.

<sup>22</sup> Brief vom 22.3.1923, Undarlegt, S. 126.

<sup>23</sup> Brief vom 23.3.1923, Undarlegt, S. 131ff.

Tag aus – wegen der hohen Preise, die sich nur Kapitalisten („eine größere Pest für die Gesellschaft als die schlimmsten Epidemien“) leisten könnten und wegen des sittlichen Verfalls, den er mit Abscheu beobachtet. Vor allem die „eleganten Damen“, die mit ihrer Schönheit, ihrer aufreizenden Kleidung, ihrer Geilheit und ihren sportgestählten Lenden das Bild beherrschen und die er den Prostituierten gleichstellt, machen das kleine Dorf für ihn zu einem wahren Babylon, das ihn an Spenglers „Untergang des Abendlandes“ erinnert. „Am Tag fährt man Schlitten und Ski. Am Abend trifft man sich in den Hotelsälen, trinkt, isst und treibt Hurerei die liebe lange Nacht.“<sup>24</sup> Er war in der Schillerstadt Jena und zweimal in Weimar, das er als „Musenhof“, Stadt der Künste und des Geistes, vor allem aber als „Goethestadt“ erlebt. Der Goethekult und vor allem die Geschäftemacherei mit Goethe berühren ihn unangenehm, er wagt sogar die These, „dass die ganze Stagnation, die hier im ganzen Volk in den Künsten und in der Literatur herrscht, zum großen Teil dem Goethekult zuzuschreiben ist.“<sup>25</sup> Im Gartenhaus kommt er dem Dichter näher: „Goethes Gartenhaus ist die Romantik selbst! Goethe hatte nichts gemein mit den Dekadenten, duldeten keinen Überfluss um sich, wenn er arbeitete. Dann war er sich selbst genug und sich selbst alles. Das Natürliche, Ursprüngliche war das einzige, das er brauchte, um sich wohlzufühlen. Deswegen war seine Dichtung so ungewöhnlich inspiriert von der ‚ursprünglichen Frische.‘“ „Er war doch trotz allem ein Mensch wie wir anderen, und deswegen lieben wir ihn! Ja, deswegen lieben wir ihn! Es ist das kleine Gartenhaus, das mehr als alles andere zu unserem Herzen spricht von seinem Meister in all seiner unsagbar großen, menschlichen Schlichtheit.“<sup>26</sup> Oft war er auch in Dresden, von dem er als einer „der allervornehmsten Städte“ geradezu schwärmt, vor allem wegen der Gemäldegalerie mit der Sixtinischen Madonna und den anderen weltberühmten Kunstwerken.<sup>27</sup> Zu Kuraufenthalten war er u.a. in Bad Grund im Harz (1923), in der Schweiz (1925) und in Bad Salzbrunn in Schlesien<sup>28</sup> (1928).

Aber trotz aller Reisen blieb Leipzig Jóhanns fester Standpunkt in Deutschland. Eine lebendige Schilderung, wie er sich in dieser Stadt einführte, verdanken wir seinem guten Freund (und mäßigen Dichter und Übersetzer) Gustav Wolf, der sich nach seinem Heimatort Wolf-Weifa nannte: „Lange blieb er uns eigentlich unbekannt. Er ging

<sup>24</sup> Ebd., S. 135f.

<sup>25</sup> Ebd., S. 138.

<sup>26</sup> Brief vom 24.3.1923, Undarlegt, S. 141f.

<sup>27</sup> Ebd., S. 143.

<sup>28</sup> Heute Szczawno Zdrój in Polen (Ingi Bogi Bogason liest irrtümlich Valzbrum (*Til að mála ...*, S. 21).

nie aus sich heraus, wie überhaupt Schwerfälligkeit oder besser – eine ungeheure Langsamkeit das Kennzeichen dieser Nordländer ist. Arnfinnur Jónsson, der sich als erster Isländer in unserm studentischen Verein (Studentische Reformvereinigung „Herminonia“ an der Universität Leipzig) eingestellt hatte und der jetzt wieder in seiner Heimat weilt, hatte ihn eingeführt, wie er später noch einen dritten – Ársæll Sigurðsson – mitbrachte. Dieses Kleeblatt bildete dann die Gesamtheit der regulären isländischen Studentenschaft in Leipzig. Eigentlich begriffen wir nicht ganz, wie sie sich bei uns wohlfühlen konnten; denn sie waren bei unsern Zusammenkünften meist stumme Zuhörer, obwohl sie alle unsere Sprache einigermaßen beherrschten, man kann sagen: gut. ... Im Laufe der Zeit kam Jóhann dahinter, dass ich Verse schrieb, und ich erfuhr, dass er ein ausgezeichnete Sprecher sei. Ich war gespannt, wann ich ihn einmal zu hören bekommen würde. Es sollte ziemlich lange dauern und nur einmal durch Zufall geschehen. ... Im Januar 1923 war es, dass einer aus der Runde, ein junger Kaufmann, Namens Björn Jónsson, nach seiner Heimat zurückging. Da fand sich das ganze Völkchen zu einer Feier zusammen: ein Dutzend Köpfe; ich als ihr Freund war mit eingeladen. Es ging lustig und traurig her. Wenn ich daran denke, liegen mir noch heute die schwermütigen Melodien ihrer Gesänge im Blut. Und dann klangen Gläser, und es hieß: „Jóhann!“ Er sollte sprechen. Ich sehe noch sein Gesicht und habe es seither manchmal so unmutig gesehen. Es war ihm eine Qual, – „Ich kann das nicht!“ – Aber schließlich erhob er sich und es packte dich und brauste über dich her wie ein Unwetter und du warst machtlos. Keiner wagte sich zu rühren. Alles war wie gelähmt. Seine Stimme, seine Mimik, seine Geste –: Du warst ganz in seinem Bann. Plötzlich brach er ab und jetzt erhoben sich alle und jubelten ihm zu. Mich hatte der deutsche Sprecher Ludwig Wüllner mächtig gepackt, aber etwas Ähnliches wie in dieser Stunde war mir noch nie geschehen. Seither habe ich das gleiche mehrfach wiedererlebt, vor Menschen, die kein Wort seiner Sprache verstanden, jedesmal in einem anderen Kreise, und jedesmal war es ein kleiner Triumph: sei es unter Freunden, vor Gelehrten oder Künstlern oder vor der Öffentlichkeit.“<sup>29</sup> „Jóhann ist trotz trüber Erfahrungen, die er bei uns in Deutschland gemacht hat, ein unerschütterlicher Freund unsres Volkes und seiner Geisteskultur. ... Er hat manches für uns getan, und das ist um so höher zu werten, da er kein Blinder ist, der alles unbesehen verherrlicht, sondern sehr wohl all die Schwächen unserer Nation sieht, ja sie gar oft am eignen Leibe unangenehm verspürt hat. Jóhann ist ein bescheidener Mensch. Er

---

<sup>29</sup> Gustav Wolf, a.a.O., S. 46f.

erhebt sich nicht gern über andere, selbst wo er das Recht hat. ... Und Jóhann ist wahrhaftig ein Könner. Seine Landsleute reißt er durch seinen Vortrag zu höchster Begeisterung mit fort und rührt sie zu Tränen. Nun glaubst du mir wohl, dass er auch uns etwas sagen kann mit seiner Stimme, uns, die wir seine Sprache nicht verstehen. Er reißt unsre Empfindungen mit, dass wir nicht nötig haben, nach dem Sinn der Worte zu fragen, weil wir alles fühlen. Jóhann hat nie vor dem Spiegel gestanden und geübt, aber was er spricht, hat er unzählige Male innerlich durchlebt, und wenn er beginnt, gleicht er einem entfesselten Vulkan."<sup>30</sup>

Wie lange Jóhann Jónsson und seine Frau in der Kaiser-Wilhelm-Straße gewohnt haben, war (noch) nicht zu ermitteln, Ende 1923 ist ihre Adresse aber bereits Steinstraße 12.

In den ersten Jahren scheint die Ehe Jóhanns glücklich verlaufen zu sein, und alle wissen nur Gutes von der Isländerin aus den Westfjorden zu berichten, die Jóhann immer Nikkelín nannte, z.B. Gustav Wolf in folgender Erinnerung: „Im Winter 1922/23 begann ich Jóhanns Frau Deutschunterricht zu geben. Aber Nikolína hätte das eigentlich gar nicht nötig gehabt; denn sie verfügte über ein so natürliches Sprachtalent, wie ich es ähnlich nicht wieder kennengelernt habe. Nach und nach wurde ich mit der ganzen Leipziger Kolonie bekannt und hatte eine ganze Reihe Schüler. So eignete ich mir auch manche Wendung aus ihrer Sprache an. Am meisten lernte ich von Nikolína, die eine Unterrichtsgabe in der Unterhaltung entfaltete, wie sie in dieser Art nur Frauen eigen ist.“<sup>31</sup> Auch Jóhann schreibt nur in den wärmsten Worten von ihr, z.B. im März 1923 u.a.: „Übrigens ist Nikkelín eine großartige Ehefrau... Sie liebt nichts auf der Welt als ihren Mann und würde mit ihm in die ewige Hölle gehen, wenn es nötig wäre.“<sup>32</sup> Es dauerte nur wenige Monate, bis sie es beweisen musste. Der Rest des ersparten Geldes schmilzt durch die Inflation dahin und die beiden geraten in große Not, müssen buchstäblich hungern. Nikkelín wird zusehends schwächer und kränkelt. Am 20. Dezember 1923 fasst Jóhann die Situation mit den Worten zusammen: „Die guten Jahre sind vorbei.“<sup>33</sup> Er hofft auf ein staatliches Stipendium, dies sei seine einzige Hoffnung in seiner „verzweifelten Lage“.<sup>34</sup> So kommt es durchaus nicht ungelegen, dass gerade jetzt ihre dänische Freundin Esther Andersen Nikkelín zu sich nach Kopenhagen einlädt. Jóhann ist einverstanden

<sup>30</sup> Ebd., S. 48f.

<sup>31</sup> Ebd.

<sup>32</sup> Brief vom 23.3.1923, Undarlegt, S. 153.

<sup>33</sup> Brief vom 20.12.1923, Undarlegt, S. 158.

<sup>34</sup> Ebd., S. 161.

und am 9. Februar 1924 reist Nikkelín ab. Sie war nicht die einzige: „Die Verhältnisse sind heute anders als vor einem Jahr. Die Isländer, an und für sich keine reichen Leute, sind einer nach dem anderen wieder heimgereist, sogar Nikolína weilt jetzt in Kopenhagen. Nur Jóhann ist noch da und hat bisher tapfer ausgehalten.“<sup>35</sup> Nach der Abreise seiner Frau zieht Jóhann Ende Februar 1923 nach Leipzig-Stötteritz (Wasserturmstraße 28<sup>III</sup>) um, in eine wahrscheinlich kleinere und billigere Wohnung. Es bietet sich ihm aber nun eine interessante Möglichkeit, seine schon in Island erprobten Fähigkeiten als Rezitator einzusetzen. Er kündigt am 11. Februar 1923 an, er werde am kommenden Dienstag zum ersten Mal öffentlich auftreten, und zwar im Rahmen eines „Bunten Abends“ der Leipziger „Mensa Akademika“. Alles spricht dafür, dass sich ein Programm, das (ohne Jahresangabe) auf Dienstag, den 19. (handschriftlich korrigiert aus 12.) Februar datiert ist, auf eben diesen Auftritt bezieht. Der „Bunte Abend“ fand im großen Saale der Loge „Apollo“ in der Elsterstraße 2 statt und bot ein Programm, dessen Nummern vorwiegend aus Musik- und Rezitationsbeiträgen bestanden. Jóhann Jónsson, angekündigt als „der isländische Meistersprecher“ rezitiert „Des Sängers Fluch“ von Uhland in der isländischen Übersetzung von Matthías Jochumsson, aus den „Grettisliedern“ desselben Dichters und sein eigenes „Delirium bibendi“. Die deutschen Übersetzungen der „Grettislieder“ und von „Delirium bibendi“, angefertigt von Gustav Wolf, der mit vier eigenen Gedichten (u.a. „Weg aus der Stadt!“ und „Ich hasse dich, Stadt!“) ebenfalls einen Programmpunkt bestritt, wurden dem Publikum in die Hand gegeben. Jóhann plant auch das Einlesen einiger isländischer Gedichte auf Grammophon („Wäre eine gute Reklame für mich als Rezitator.“<sup>36</sup>), aber daraus ist wohl nichts geworden. Nach dem offenbar erfolgreichen Auftritt in Leipzig entwickelt er mit Gustav Wolf die „Schnapsidee“, zusammen eine kleine Lesereise durchzuführen. Als erste Stationen wählen sie Bautzen und Bischofswerda. Prof. Heydenreich in Eisenach will in seiner Stadt eine Lesung vorbereiten, ermuntert Jóhann zu einer Lesereise durch ganz Mitteldeutschland. Leider bringen solche Lesungen, wie Jóhann beklagt, wenig Einnahmen („man macht es mehr für den Ruhm als für Geld“). Dennoch entwickelt er hochfliegende Pläne für eine Lesereise nach Island und sogar zu den isländischen Kolonien nach Nordamerika. Diese Lesungen sieht er als seine „ersten (hoffentlich nicht letzten) Siege auf dem Wege des Ruhms“.<sup>37</sup> Der Kontakt mit Prof. Heydenreich als dem Schriftführer der „Mitteilungen

---

<sup>35</sup> Gustav Wolf, a.a.O.

<sup>36</sup> Brief vom 11.2.1924, Undarlegt, S. 181.

<sup>37</sup> Brief vom 28.4.1924, Undarlegt, S. 184.

der Islandfreunde" eröffnet Jóhann ein Forum für die Veröffentlichung eigener Textentwürfe,<sup>38</sup> in dieser Zeitschrift erscheint auch ein sehr freundschaftlicher Beitrag über ihn von Gustav Wolf, aus dem oben bereits mehrfach zitiert wurde.<sup>39</sup> All dies verbessert die Perspektiven, auch wenn er weiterhin auf regelmäßige Geldsendungen seines Freundes Friðrik angewiesen bleibt. Unglücklicherweise bricht 1925 bei Jóhann erneut die Tuberkulose aus, diesmal ist es eine Lungentuberkulose. Anfällig war er ja schon in seiner Kindheit, und die Tatsache, dass er ein ungewöhnlich starker Raucher war, hat sicher ihren Einfluss gehabt. Er gab auch trotz des ständigen Hustens das Rauchen nicht auf, sondern saß bei (wegen der Zugluft) geschlossenen Fenstern ständig im dicken Tabaksqualm. Der Dänemarkaufenthalt seiner Frau führt schließlich zu einer dauernden Trennung und am 17. Juni 1927 schreibt er: „Ja, nun sind wir endlich geschieden.“<sup>40</sup>

Seine literarischen Pläne auf vielen Gebieten verfolgt er weiter, meistens aber ohne konkretes Ergebnis. Schon Ende 1923 plant er ein Drama für eine Leipziger Bühne, immer wieder ist auch die Rede von einem Roman (sogar in deutscher Sprache). Davon hat sich nichts erhalten. Veröffentlicht wurden aber vier Erzählungen in isländischer und drei in deutscher Sprache. 1924 bietet er sich an, eine Zeitschrift für die Isländer in Nordamerika zu gestalten. Vereinzelt erschienen Gedichte von ihm, aber der Plan, dreißig seiner Gedichte in Buchform herauszugeben, ist leider nicht realisiert worden. Wir kennen zwar die Konzeption, aber das Manuskript ist offenbar verloren. So bleibt seine bedeutendste Veröffentlichung zu Lebzeiten der Abdruck des Gedichts „Söknuður“ („Trauer“), das ursprünglich „Kvæðið um engilbarnið litla bróður“ („Gedicht auf den kleinen Bruder, das Engelkind“) heißen sollte, in der Zeitschrift *Vaka* im Jahre 1928. Entstanden ist es, wie Ingi Bogi Bogason wahrscheinlich machte, bereits 1926 in Westerland auf der Insel Sylt.<sup>41</sup> Der Titel stammt vom Redakteur und wurde wohl in Anlehnung an das kaum weniger berühmte Gedicht „Sorg“ (ebenfalls „Trauer“) von Jóhann Sigurjónsson gewählt.

Nach der Trennung von seiner Frau fand Jóhann Jónsson eine neue Lebensgefährtin in der Schauspielerin und Regisseurin Elisabeth

<sup>38</sup> Jóhann Jónsson: *Wie es Sommer wird* [der erste Teil der Erzählung „Blaukleidchen“]. Mit Beteiligung von G. Wolff übers. v. W[ilhelm] H[eydenreich]. Mitteilungen der Islandfreunde. XII. Jahrg., Heft 1/2, Juli/Okt. 1924, S. 27-30. „Grímur erzählt seine Lebensgeschichte“ [der zweite Teil der Erzählung „Der alte Grímur“] erschien 1925 ebenfalls in den Mitteilungen der Islandfreunde.

<sup>39</sup> Gustav Wolf, a.a.O.:

<sup>40</sup> Brief vom 17.6.1927.

<sup>41</sup> Ingi Ingi Bogi Bogason: *Til að mála yfir litleysi daganna: Söknuður: um ljóðið, skáldið og expressjónisma*. Skírnir 165, Vor 1991, S. 11-45, bes. S. 24f.

Göhlsdorf. Anfang 1926 ist seine Adresse die Perthesstraße 8, aber bald nach seiner offiziellen Scheidung dürfte er wohl in die Wohnung seiner Partnerin in die Körnerstraße 14 gezogen sein. Leider verschlimmerte sich mit den Jahren seine Krankheit, er war oft Monate ans Bett gefesselt und auch längere Sanatoriumsaufenthalte brachten keine entscheidende Besserung. Energie und Lebenswillen verließen ihn aber auch in diesen schwierigen Jahren nicht. Für den Insel-Verlag, dessen Besitzer und Leiter Dr. Kippenberg ihn schätzte, übersetzte er 1930 die Erzählung „Der Königssohn“ von Gunnar Gunnarsson und für den Langen Verlag den Roman „Jon Arason“ desselben Autors, beide erschienen 1932. Wegen seiner Krankheit musste er Elisabeth Göhlsdorf die Texte zum Teil im Bett liegend diktieren. Jóhanns letzter Brief an seine Mutter spricht dafür, dass er seine positive Einstellung bis zum Ende nicht verlor: „Nun ist die Stimme geborsten und alles ist mir genommen. Dennoch ist es eine Wonne, draußen im Garten zu sitzen, ganz von Blütenpracht und ihrem bezaubernden Duft umgeben. Angenehme Klänge kommen von überall her, aus jeder Richtung. Und Schweigen. Und nun bringt mir meine liebe Elisabeth gerade das Mittagetränk in den Garten heraus. Und es liegt ein Tuch auf dem Tisch – der Mutter Erde.“

In diesen Jahren besucht Halldór Laxness den todkranken Freund noch mehrmals. Seine Schilderung ist erschütternd: „Zwei Frühlinge lang, 1931 und 1932, ging ich mit ihm durch die Gärten und Straßen der Stadt, und wir waren fröhlich. Wir ruhten in den Wirtshäusern aus, wo wir in den jüngeren Jahren so oft gesessen hatten. Jóhann hatte seine dunkle Stimme verloren und konnte nur noch flüstern; die Tuberkulose hatte ihn ausgehöhlt, es war ihm oft kaum möglich, nur mehr ein wenig Nahrung zu sich zu nehmen. Manchmal vermochte er einen ganzen Tag lang den Kopf nicht vom Kissen zu heben und drehte sich dann zur Wand. Ich saß tagelang an seinem Bett, und dabei konnte es geschehen, dass er plötzlich sagte: „Ach, kann dieser verflixte Tod denn nicht bald kommen!“<sup>42</sup> „Der weiße Tod hatte ihm die Stimme genommen, er sprach nicht mehr, sondern flüsterte. Seine Hand war hart und knochig.“<sup>43</sup>

Bei seinem letzten Besuch im Spätsommer 1932 lag der Freund schon auf dem Totenbett: „Ich saß den ganzen Tag und weit in die Nacht hinein an seiner Bettkante, und er trug mir eine großartige Dichtung vor, die er in Gedanken vollendet hatte; sie handelte von einem Sänger, der für die ganze Welt sang, von seinem Leben, Kämpfen und seiner

---

<sup>42</sup> Halldór Laxness: Zeit zu schreiben. Erlebnisse und Erfahrungen des isländischen Dichters und Nobelpreisträgers. Aus dem Isländischen von Jón Laxdal. Frankfurt am Main, 1980. S. 66.

<sup>43</sup> Halldór Laxness: Af Jóhanni Jónssyni, a.a.O., S. 12.

Rückkehr. Hätte ein Stenograf an der Bettkante gesessen und jedes Wort aufgeschrieben, das er flüsterte, wäre die isländische Literatur um ein geniales Werk reicher. Wenige Tage später hielt ich mich in einem anderen Lande auf, da bekam ich ein Telegramm, dass er gestorben sei."<sup>44</sup>

Nach seinem Tod am 1. September 1932 brachte Elisabeth Göhlsdorf<sup>45</sup>, die Jóhann in seiner Krankheit aufopfernd gepflegt hatte, auf seine letzte Bitte hin die Urne mit seiner Asche nach Olafsvík, wo seine Mutter noch lebte. So fand der Dichter am Ende doch noch nach Island zurück, zu dem er ein recht kompliziertes Verhältnis hatte. „Übrigens kenne ich nun besser als jeder andere das Heimweh nach Island,“ schreibt er in einem Brief vom 30. 9. 1930, wahrscheinlich an Laxness. „Aber ich weiß auch, dass das Island, nach dem ich mich sehne, nur in mir selbst existiert – ein Phantom ist, das nirgendwo Realität hat als in meinem eigenen Schaffensdrang und nie Wirklichkeit wird außer in meinem Schaffenswillen. Ja, vielleicht sind wir nirgendwo mehr in der Fremde als dort daheim auf Island, wie es heute geworden ist. Ich weiß, dass meine Furcht vor einem Leben dort von einem richtigen Instinkt getragen ist, – das isländische Volk, wie ich es vermisse, gibt es nirgendwo, außer in meinem eigenen Wunsch. Ich bin in späterer Zeit genügend vielen seiner Repräsentanten begegnet, um in dieser Sache Gewissheit zu erlangen, und wenn es mich einmal von hier nach Hause verschlägt, geschieht das allein aus Not.“<sup>46</sup>

Leider ist hier nicht der Raum, näher auf seine Dichtung, seine Briefe und seine kulturkritischen Standpunkte einzugehen. Stattdessen sollen zwei seiner wichtigsten Werke hier in Übersetzung angefügt werden: das Gedicht "Trauer"<sup>47</sup> und die Erzählung „Nacht in Riesental“<sup>48</sup>.

<sup>44</sup> Halldór Laxness, a.a.O., S. 13.

<sup>45</sup> Erinnerungen an Elisabeth Göhlsdorfs Zeit in Island enthält: Þorgeir Þorgeirsson: *Konan sem færði skáldið*. Tímarit máls og menningar 1978, S. 277-280.

<sup>46</sup> Aus einem ungedruckten Brief Jóhann Jónssons vom 30.09.1930 an Gunnar Gunnarsson.

<sup>47</sup> Jóhann Jónsson: *Ljóð og ritgerðir*, S. 33ff. – Zu diesem Gedicht vgl. u.a.: Vilborg Dagbjartsdóttir: *Frá draumi til draums*. Tímarit Máls og menningar. 47. Jahrg., 1. Heft 1986, S. 64-69. – Kristján Árnason: *Sérstada Jóhanns Jónssonar*. Tímarit Máls og menningar, Jahrg. 41, Heft 1, 1980, S. 54-60. – Ingi Bogi Bogason: *Til að mála yfir litleysi daganna: Söknuður: um ljóðið, skáldið og expressjónisma*. Skírnir 165, Vor 1991, S. 11-45. – Eysteinn Þorvaldsson: *Í framandi landi: skáldskapur og viðhorf Jóhanns Jónssonar*. Skírnir, 165. Jahrg., 1991, S. 47-74.– Ingi Bogi Bogason: *Expressjóniskir drættir í Söknuði: á aldarafmæli Jóhanns Jónssonar*. Mímir, 35. Jahrg., 43, 1996. S. 44-48.

<sup>48</sup> Abdruck des Textes „Nótt í Riesental“ im Anhang zu Eysteinn Þorvaldsson: *Í framandi landi...* Skírnir, 165. Jahrg., 1991, S. 75f.

Jóhann Jónsson

Trauer

Wo haben die Tage deines Lebens ihre Farbe verloren,  
und die Gedichte, die durch dein Blut rauschten von Traum zu  
Traum,  
wo wurden sie Beute der Winde, o Kind, das sich glaubte  
mit des Wunders ewigem Brunnen in seiner Brust geboren,  
wo?

Bei solch seltsamen Worten,  
die eine Stimme auf unseren Weg  
fallen lässt – oder, so scheint es,  
der Wind durch die Straßen weht,  
weicht uns, Schlafwandlern der Gewohnheit, oft einen Atemzug lang  
die Taubheit aus den erstarrten Gliedern.  
Und das Spinnrad der Leere klingt leiser unseren Ohren.  
Und die Langeweile schläft ein in unserm ermatteten Herzen.  
Und etwas haucht uns, gleichsam im Halbschlaf, aufs Auge,  
wir richten eilends uns auf, und von Erkenntnis geschlagen  
ruft unsere Seele  
in vollem Bewusstsein:  
Wo!

Ach, wo? Ist nicht verloren verloren?  
Ist's dem Vergangnen nicht gleich, ob es Jahre, ob Ewigkeiten  
begruben?  
Vergönne mir doch den Moment des Gedenkens,  
Erinnerung, rufende Stimme,  
ach, bleib!

Doch ach, wer vermag dich mit Händen zu greifen,  
heiliges Trugbild!

Wie Flügelschein schwebender Engel  
in erwachenden Kinderaugen  
entgleitest du uns, den Sklaven des Alltags,  
und eh wir begreifen, ist dein Wunder ertrunken  
in der Raserei der Menge, des Lärms.

So wandern wir weiter, ein jeder auf seinem Irrweg,  
ein jeder in seinem eigenen Leben verloren, ein Fremder;  
und unsere Augen benommen und unsere Herzen verwirrt  
nach alter Sitte und fester Gewohnheit, sich selbst zu Tode zu  
lügen...

Aber still, still, still – wie tief auch unser Bewusstsein schläft,  
hören wir doch tagein und tagaus  
ein Summen im ruhlosen Ohr,  
das klingt, als trüge der Wind Herbstklänge herbei,  
das klingt, als sänge unsere selige Mutter  
im Meeresrauschen, dem fernen.  
Und von Einsamkeit schwer  
flüstert das Herz  
leise ins Blau:  
Wo?... Ach, wo?

(Übersetzung: G. K.)

Jóhann Jónsson

Nacht in Riesental

Die ganze Nacht schlief ich so leicht, dass ich den Holzgeruch der Balkendecke roch und mich erinnerte, wo ich war. Aber allmählich wurde der Schlaf tiefer. Jedesmal vielleicht nur wenige Augenblicke und dann träumte ich immer wieder denselben Unsinn. Ich war noch auf der Reise. Ein alter Mann, den ich vorher weder gesehen noch von ihm geträumt hatte, sondern an den ich mich nur erinnerte, hatte am Bahnhof gestanden, als ich aus dem Zug stieg. Er war bis zu den Knien in den Boden gesunken und schüttelte so heftig den Kopf, dass ihm die Zähne aus dem Mund sprangen und zu Fliegen in der Luft wurden. Ich war stehengeblieben und starrte ihn an. Ein indischer Fakir, kam mir in den Sinn. So einer bin ich, hatte er dann gerufen und über beide Ohren gegrinst. Ich habe nichts gesagt, hatte ich geantwortet, habe mir nur meine Gedanken gemacht! Das hättest du nicht tun sollen, hatte er da geantwortet und angefangen zu lachen. Du hast deswegen deinen Zug verpasst! – du hast noch eine hübsche Strecke hier auf dem Bahnhof. Auch das noch, dachte ich und schwang mich der Länge nach rückwärts in die Luft und rannte davon... Dabei läuft man so. Und nun flog ich wie ein Pfeil durchs All – schnurgerade und spaltete mit dem Wirbel was im Wege war. Große, dunkle Wälder waren auf meinem Weg und manchmal flog ich durch tausend Jahre alte Baumstämme. Sie dröhnten an meinen Ohren, wenn mein Kopf hindurchschlüpfte. Menschmal fuhr ich durch ganze Berge. Ich werde versuchen, mich so klein wie möglich zu machen, sagte ich entschuldigend und presste die Arme fest an die Seiten und drückte mich zusammen, dass ich um die Hälfte schmaler wurde. Aber ehe ich mich versah, war ich hindurch-

gelangt und hinaus auf eine endlose Ebene. Der Nachthimmel strömte wie klares Wasser über mein Gesicht. Über ihm zogen goldene Sterne und viele Monde, große weiße Monde, die wie blankgeputzte Silberteller aussahen. Ich sah, wie sich mein Gesicht in ihnen spiegelte, wenn sie über mich hinwegzogen. Aber ganz allmählich verließen mich die Kräfte – irgend etwas legte sich über mich, etwas Heißes und Schweres. Ich rang nach Atem und sank kraftlos in mein Bett. Es war mein eigener Körper, der wie ein Alptraum über mir lag. Ja, ich weiß! flüsterte ich, und mein Schlaf wurde leichter.

Und so verging die Nacht.

Das war meine erste Nacht in Riesental.

Als ich endlich fröhlich erwachte, war es noch längst nicht Tag. Die Sterne leuchteten blass über dem pechschwarzen Felsenkamm, der durch die obersten Fensterscheiben zu sehen war. Bisweilen strichen Windböen durch den Tannenwald am Berghang, wie das Rauschen schwerer, ferner Wasser.

Das Fenster stand offen, und ab und zu kam der Nachtwind herein und hauchte kühlen Duft auf mein Gesicht. Es war ein harter Urduft der ersten Frühlingstage. Das erste Lebenszeichen rauher Stämme und feuchten Erdbodens nach dem Winter. Er durchdringt die Luft, dieser Geruch, scharf und kühl wie der Märzwind. Er liegt wie Metallgeschmack in der Luft, und wer ihn einatmet, spürt seine Kräfte wachsen von seiner energischen Bitterkeit – aber wird nicht trunken. Er hat seinen Ursprung im Land der Düfte, ungebrochen und kalt von Natur. Er hat keine unruhigen Träume und kennt die Liebe nicht.

Der Felsenkamm wurde grau und die Sterne erloschen.

Um dieser Zeit ist die Stadt erwacht. Die Räder haben begonnen, sich zu drehen. Die Steine stöhnen unter eisenbeschlagenen Absätzen. Vielleicht sind auch die Menschen erwacht, aber hier stört der Lärm ihrer Schuhe die Stimmen der Erde nicht. Mag sein, dass man aus dem Wald heraus hört, wie ein Handwagen mit den Steinen auf dem Weg plaudert, während der Wind in den Zweigen augenblicklich verstummt. Aber das ist schon alles.

(Übersetzung: G. K.)